
Kathrin Berdelmann · Bettina Fritzsche
Kerstin Rabenstein · Joachim Scholz
(Hrsg.)

Transformationen von Schule, Unterricht und Profession

Erträge praxistheoretischer
Forschung

Hrsg.

Kathrin Berdelmann
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Berlin, Deutschland

Bettina Fritzsche
Pädagogische Hochschule Freiburg
Freiburg, Deutschland

Kerstin Rabenstein
Georg-August-Universität Göttingen
Göttingen, Deutschland

Joachim Scholz
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Berlin, Deutschland

ISBN 978-3-658-21927-7 ISBN 978-3-658-21928-4 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21928-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany



Beobachten in Basel

Pädagogische und psychologische Praxis in den Basler Beobachtungsklassen 1930–1950

Patrick Bühler

Im Frühling 1936 soll sich die folgende Unterhaltung zwischen zwei Schulkindern zugetragen haben. Auf die Frage, ob sie gerne bei ihrer Lehrerin zur Schule ginge, antwortete die Schülerin B.: „Natürlich!“ Auf die Nachfrage „Warum?“ erwiderte sie: „Weil sie so gescheit ist!“ Der Schüler A. habe ihr daraufhin „etwas verächtlich“ entgegnet: „Pah, das müssen alle Lehrer sein! Unserer ist gerade so gescheit wie deine Lehrerin!“ – B.: „Das vielleicht schon! Aber Kranke gesund machen, das können die Anderen alle nicht, das kann nur mein Fräulein!“¹ Die siebenjährige Schülerin besuchte seit Herbst 1935 eine sogenannte Beobachtungsklasse in Basel.² Sie war „ein nervöses Kind“ und hatte „Angstgefühl[e]“: „Sie wollte überhaupt nicht mehr zur Schule gehen und namentlich keine Aufgaben mehr machen.“ Sowohl für ihre Nervosität als auch für ihre Ängstlichkeit gab es durchaus gute Gründe. Weil sie sich „zahlreichen Operationen“ hatte unterziehen müssen, hatte die Schülerin „Schwierigkeiten mit dem Nachholen des Schulpensums“. „Erst vor 14 Tagen ist der 12. operative Eingriff (Rachenoperation) vorgenommen worden“, meldeten die Schulärzte im Oktober 1935 dem Rektorat:³ Die „[n]ormal begab[e]“ Schülerin litt

- 1 Staatsarchiv Basel-Stadt, B 108.2, Dossier A., B. von, Beobachtungsbogen, 28. März 1936. – Im Folgenden wird für das Staatsarchiv Basel-Stadt die Sigle StABS verwendet.
- 2 Die Schülerin blieb bis Frühling 1938 in der Beobachtungsklasse, danach besuchte sie wieder eine Regelklasse.
- 3 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Brief der Schulärzte Carl Brugger und Otto Wild an das Rektorat der Mädchenprimar- und Sekundarschule, 30. Oktober 1935. – Wild (1894–1975) war von 1931 bis 1957 Hauptschularzt in Basel. Der St. Galler hatte in Basel Medizin studiert und war 1927 zum städtischen Schularzt in St. Gallen gewählt worden. Der Psychiater und Eugeniker Brugger (1903–1944) war 1934 Schularzt geworden. Er war ein Mitarbeiter Ernst Rüdins gewesen und führte dessen Eugenik in der Schweiz fort. Zu Bruggers Karriere und Arbeiten vgl. Ritter 2009, S. 175–198.

an „Kehlkopfpolyphen“ und sprach „stets zwischen Heiserkeit + Flüsterton“.⁴ Ihre neue Lehrerin setzte sich daher auch mit dem Direktor der Basler Universitätsklinik für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten Ernst Oppikofer in Verbindung, „um zu erfahren, ob mit Sprechübungen B. zum stimmhaften Sprechen zu bringen sei.“ Professor Oppikofer empfahl solche Übungen, die Lehrerin begann mit ihrer Schülerin auch zu singen.⁵ Nach einer weiteren Operation und weiteren Übungen war die Stimme der Schülerin „so klar und gut geworden, wie sie noch nie war.“⁶ Da die Lehrerin „die Frage beschäftigt[e], ob mit einer anderen Methode oder durch jemand anderes B. im Sprechen [noch] besser gefördert werden könnte“, konsultierte sie im Herbst 1936 auch einen „bekannten Spezialisten“ in Zürich.⁷ Es erstaunt also kaum, dass just diese Schülerin davon sprach, dass ihre „gescheit[e]“ Lehrerin „Kranke gesund machen“ könne.

Während die Lehrerin nun wegen der Stimme der Schülerin verschiedene Experten zu Rate zog, spezielle Übungen machte und durch die Schweiz reiste, scheint sie nichts Ähnliches unternommen zu haben, um die Nervosität und die Ängstlichkeit der Schülerin zu kurieren. Weder besprach sie den Fall mit Spezialisten, noch wandte sie besondere Methoden an. Eine durchaus einleuchtende Erklärung dafür könnte lauten, dass die Lehrerin annahm, dass die nervöse Furcht der Schülerin durch die zahlreichen Operationen, die Beeinträchtigung der Stimme und das Versäumen des Schulstoffes ausgelöst worden sei. Eine solche Hypothese hätte auch der Diagnose der Schulärzte entsprochen, die davon ausgingen, dass die Schülerin durch besondere „Umstände in einen nervösen Zustand geraten“ sei.⁸ Was wurde jedoch unternommen, wenn sich keine eindeutigen physischen Beeinträchtigungen und vermeintlich klare Ätiologien für psychische Symptome fanden? Immerhin handelte es sich bei den Beobachtungsklassen um spezielle Klassen „für psychopathische Kinder“. Mit diesen Klassen war 1929 in Basel der „Versuch“ unternommen worden, für „fehlentwickelte Kinder“ „in den Rahmen der Schulorganisation eine Hilfsinstitution“ „einzubauen“ (Probst 1960, S. 6, 8). Die „pädagogisch-psychiatrische[]“ Betreuung in den Klassen umfasste neben „eingehende[n] Beobachtungskontrollen“ durch die Lehrer und Lehrerinnen,

4 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Test nach Binet-Simon, 21. März 1936.

5 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Beobachtungsbogen, 15. Dezember 1935, 18., 29. Januar, 12. Februar 1936. – Ernst Oppikofer (1874–1951) war von 1922 bis 1941 ordentlicher Professor an der Universität Basel.

6 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Beobachtungsbogen, 30. April 1936.

7 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Beobachtungsbogen, 3. Oktober 1936.

8 StABS, B 108.2, Dossier A., B. von, Brief der Schulärzte Brugger und Wild an das Rektorat der Mädchenprimar- und Sekundarschule, 30. Oktober 1935.

„psychiatrische Untersuchungen“ durch den Schularzt sowie „allwöchentliche[] Besuche[] durch den Schulpsychologen“,⁹ „der die unterrichtlichen und erzieherischen Maßnahmen mit den Lehrkräften“ besprach „und in zweifelhaften Fällen Nachuntersuchungen durchführt[e]“ (Probst 1930, S. 254).

Im Basler Staatsarchiv sind Akten aus den Beobachtungsklassen erhalten, die in den dreißiger und vierziger Jahren angelegt wurden. Die darin enthaltenen „Beobachtungshefte“ (Probst 1937/1938, S. 254) erlauben einen Einblick in diese Klasse oder zumindest in deren Beobachtung (vgl. Reh 2012; Reh 2015). Mit Hilfe dieser Quellen lässt sich also eine „reconstruction and analysis of the development and evolution of ‚pedagogical practices‘ and technologies“ vornehmen (Reh 2014, S. 187) und studieren, welches pädagogische und psychopathologische Wissen in den Klassen in Umlauf war und welche pädagogischen und psychopathologischen Praktiken in ihnen verbreitet waren. Als Stichprobe wurden die Dossiers der Nachnamen von A bis D ausgewählt; es handelt sich insgesamt um 69 Konvolute.

1 Psychopathie und Psychologie

Der erste Basler Schulpsychologe Ernst Probst, der seine Stelle 1928 angetreten hatte, hob hervor, dass bei der Bezeichnung der Beobachtungsklassen „das Anhängsel ‚für psychopatische Kinder‘ bald“ wieder fallengelassen worden sei, weil es bei den Eltern „den Verdacht erweckt[]“ habe, man wolle ihre Kinder „in eine ‚Klasse für Verrückte‘ versetzen“ (Probst 1960, S. 6).¹⁰ Mit der schnell wieder weggelassenen Präzisierung war eine äußerst diffuse nosologische Einheit aufgenommen worden, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts in der Medizin durchgesetzt hatte.¹¹ Besonders einflussreich war anfänglich der vom Psychiater Julius Ludwig Koch 1891 geprägte Begriff „psychopathische Minderwertigkeit“. Die Diagnose wurde in der Pädagogik vor allem dank der zweiten überarbeiteten Auflage von Ludwig Strümpells *Pädagogischer Pathologie* 1892 populär (Strümpell 1892). In der ersten

9 StABS, B 100, Jahresbericht der Erziehungsberatungsstelle 1929, S. 2.

10 Ernst Probst (1894–1980) war zuerst Primarlehrer und legte dann das Sekundarlehrerexamen ab. Danach studierte er in Bern Psychologie, Philosophie und Germanistik und wurde mit der Studie *Herder als Psychologe* promoviert (Probst 1923). Probst habilitierte sich 1932 in Basel, 1946 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Vgl. StABS, ED-REG Ia 1, 1145.

11 Zur Geschichte der Diagnose vgl. Boetsch 2008; Germann 2016; Rose/Fuchs/Beddies 2016, S. 26–68, 104–119; Glatzel 1989.

Auflage 1890 hatte Strümpell „noch eine strenge Abgrenzung“ „zwischen Pädagogik und Medizin“ vorzunehmen versucht:

„Alles, was mit Schwachsinn, Nervosität, Gehirnstörung usw. zusammenhängt, wies er, soweit es die Schule berührt, aus dem Gebiet der pädagogischen Pathologie hinaus und beschränkte sich auf die Fälle, die frei von krankhafter Neigung sich zeigen. Diese reinliche Scheidung liess sich aber nicht mehr aufrecht erhalten“ (Bronner 1909, S. 138).

Zwei Jahre später hatte die *Pädagogische Pathologie* einen neuen „psychiatrischen Teil“ erhalten: „Angeregt durch Strümpell, oder auch unabhängig von ihm, ist seither auf diesem Gebiete eine ganze Literatur entstanden“, wie die *Schweizerische Pädagogische Zeitschrift* 1909 resümierte (Bronner 1909, S. 139). Die Diagnose „psychopathisch“ fand schnell Eingang in pädagogische Lexika,¹² es wurden auch besondere Heime für psychopathische Kinder eröffnet (vgl. Balcar 2017) und an psychiatrischen Kliniken spezielle Abteilungen eingerichtet.¹³ 1921 wurden etwa an der Berliner Charité eine „Beobachtungsstation für psychopathische Kinder“ und am Züricher „Burghölzli“ eine „Station zur Beobachtung und Behandlung psychisch und nervös kranker Kinder“ (Maier 1923) geschaffen.¹⁴

Als psychopathisch galten nun gerade nicht wirklich ‚verrückte‘ Kinder, ebenso wenig zählten die sogenannten schwachsinnigen und schwachbegabten dazu: Psychopathische Kinder litten weder an einem „Mangel an Vernunft und Verstand“, noch wiesen sie einen „Intelligenzdefekt“ auf, wie der erste hauptamtliche Schularzt Basels Emil Villiger, ein ausgebildeter Psychiater, betonte.¹⁵ Psychopathische Kinder zeigten hingegen „zahlreiche abnorme Erscheinungen im Bereiche des Gefühlslebens und Charakters“. So seien nervöse, apathische, leichtsinnige, triebhafte, „sittlich minderwertige[]“ Kinder, solche, mit „dauernde[n] krankhafte[n] Verstimmung[en]“ und die, die lügen, möglicherweise psychopathisch (Villiger 1917, S. 35f., 56ff.). Seinem Kollegen, dem Schulpsychologen zufolge sollten „Gehemmte, Aengstliche“, „Undisziplinierte, Konzentrationsschwache“, „[c]hronische Schulschwänzer“, „Widerspenstige und Trotzige“ die Beobachtungsklassen besuchen (Probst 1937/1938, S. 254).

Am Ende des 19. Jahrhunderts – Modekrankheiten waren Hysterie, Nervosität und Neurasthenie – war psychopathisch also ein Sammelbegriff, der die neu

12 Vgl. z. B. Bergmann 1915; Düring 1915; Thiele 1929; Trüper 1908.

13 Für die Entwicklung in den USA und Großbritannien vgl. Jones 2002; Stewart 2013.

14 Zur Geschichte der beiden Beobachtungsstationen vgl. Rose/Fuchs/Beddies 2016; Zürcher-Simmen 1994, S. 45–75.

15 Der Psychiater Emil Villiger (1870–1931) war 1913 angestellt worden. Er war 1898 mit einer Arbeit über die Ätiologie der Melancholie promoviert worden (Villiger 1898).

entdeckte „Zwischenstufe“, die „fließende[n] Übergänge“, das unklare „breite[] Übergangsgebiet“ zwischen „geistiger Gesundheit u. Krankheit“ abdeckte, wie es in den zeitgenössischen Nachschlagewerken hieß (Bergmann 1915, Sp. 123; Thiele 1929, S. 221; Trüper 1908, S. 128). Als psychopathisch galten Kinder und Jugendliche, die störten, die auffielen, die sich „zu Hause und in der Schule“ als „schwer erziehbar[]“ erwiesen (Villiger 1917, S. 35), ohne unter schweren psychischen Störungen zu leiden: „[l]’ école les trouve trop peu normaux, l’ hôpital ne les trouve pas assez malades“ (Binet & Simon 1907, S. 10). Einer einflussreichen Lehrmeinung zufolge konnten diese Kinder und Jugendlichen gar nicht anders als schwierig sein. Wie der damals wohl prominenteste Schweizer Heilpädagoge Heinrich Hanselmann 1938 im *Lehrbuch der Psychopathologie des Kindesalters für Ärzte und Erzieher* unterstrich: „[M]an ist von Anfang an Psychopath, aber man kann es *nicht* werden.“ Hanselmann schloss sich damit der vorherrschenden Ansicht an, dass Psychopathien ‚vererbt‘, unter Umständen ‚degenerative‘ Störungen seien.¹⁶ So lautete seine „*Definition des Begriffs der psychopathischen Konstitution*“, dass sie in „einer dauernden Disharmonie zwischen gefühlsmäßigem, trieb-willensmäßigem und verstandesmäßigem Verhalten auf Grund von Anlagemängeln im Gefühls-Antriebsleben“ bestehe (Hanselmann 1938, S. 327).

Solche psychopathischen „Disharmonie[n]“ ließen sich seit der Jahrhundertwende nicht nur biologisch, sondern auch psychologisch verstehen, wofür bekanntlich besonders erfolgreich die Psychoanalyse stritt. Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg erlangten psychogene Erklärungen einen immer größeren Stellenwert und gerade das Zürcher „Burghölzli“ unter Eugen Bleuler erwies sich als eine der wichtigen internationalen Drehscheiben, über die das „neue[] Programm“ „eine[r] sozial-psychologische[n] Sicht auf psychische Krankheit“ sich verbreitete (Bernet 2013, S. 12). Die Psychiatrie wurde, wie Bleuler 1917 in seinem Vortrag „Die psychologische Richtung in der Psychiatrie“ hervorhob, immer weniger „psychophob“ und begann allmählich anzuerkennen, dass die meisten psychischen Störungen sowohl physisch als auch psychisch bedingt seien (Bleuler 1917, S. 87, 99).¹⁷ So hielt der pädagogische Leiter der Kinderbeobachtungsstation des „Burghölzli“, der Lehrer und Psychoanalytiker Albert Furrer, die Unterscheidung von neurotischen und psychopathischen Kindern schlicht für hinfällig, wie er in einem Vortrag vor Zürcher Schulpflegern 1928 erläuterte. Denn weder „begrifflich“, noch „in der Praxis“

16 Vgl. z. B. Bergmann 1915, Sp. 123; Düring 1915, Sp. 1371; Thiele 1929, S. 223; Trüper 1908, S. 126, 128.

17 Für einen Überblick über diese Entwicklung vgl. z. B. Bernet 2013, S. 33–107; Dowbiggin 2011; Foucault 2003; Illouz 2011; Martynkewicz 2013; Putz 2011; Radkau 1998; Schröder 1995; Shorter 1997.

sei „eine klare Scheidung“ möglich. Die Wahl der Bezeichnung verrate vielmehr, ob man glaube, dass „die seelische Fehlentwicklung“ vor allem durch „äussere Einflüsse, Umweltwirkungen“ bedingt werde, dann spreche man von Neurose, oder hingegen annehme, dass „Anlagefaktoren“, „Erbschaftsmomente“ ausschlaggebend seien, dann wähle man psychopathisch (Furrer 1928, S. 256).¹⁸ Furrers Vorgesetzter, der Psychiater Hans W. Maier, der die Beobachtungsstation leitete, verwendete den Begriff „psychopathisch“ im Gegensatz etwa zur Equipe der Beobachtungsstation der Charité – die Station trug die Bezeichnung ja auch programmatisch im Namen – gar nicht, als er beschrieb, welche Störungen behandelt würden: Es war das „ganze Gebiet der Störungen des Gemütslebens“, die „durch seelische Konflikte im Unbewußten und mit der Umgebung, wie wir sie medizinisch unter dem Namen der ‚Psychoneurosen‘ zusammenfassen“, entstünden (Maier 1923, S. 34).

Gleichgültig, ob man die Schwierigkeiten nun eher biologisch oder psychologisch verstand, man teilte in jedem Fall die Auffassung, dass man zwei ‚Sorten‘ von anormalen Schulkindern unterscheiden müsse, nämlich zum einen die geistig Zurückgebliebenen (*les arriérés de l'intelligence*), für welche die Hilfsschule am Ende des 19. Jahrhunderts anfänglich gegründet worden war, und zum anderen Kinder von normaler Intelligenz mit anormalen Gemüts- und Charakterzügen (*une anomalie bien tranchée du caractère*), mit denen man sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu beschäftigen begann. Diese „instables, terme médical auquel correspond l'expression plus scolaire d'indisciplinés“,¹⁹ so Alfred Binet und Théodore Simon 1907 in *Les Enfants anormaux* (Binet & Simon 1907, S. 24), waren natürlich keine eigene Entdeckung der Pädagogik: Nicht nur die Schule betrieb die „Errettung der modernen Seele“ (Illouz 2011), sondern im *fin de siècle* kann überhaupt eine zunehmende Psychopathologisierung der Gesellschaft beobachtet werden. Dieses neue psychopathologische „Erzählmuster“ (Becker 2002, S. 33) ging bekanntlich mit großen sozialpolitisch präventiven, eugenischen und therapeutischen Phantasmen einher und ist nicht vom Aufbau von Wohlfahrtsstaaten, der Entwicklung der Statistik, der Ausbreitung von Sozialarbeit und -wissenschaft zu trennen.²⁰ Nur,

18 Der Lehrer Albert Furrer (1889–1933) richtete 1917 für die „Pro Juventute“ ein psychiatrisch-pädagogisches „Beobachtungsheim“ in Zürich ein, das bis 1920 bestand. 1921 wurde er pädagogischer Leiter der Beobachtungsstation für Kinder am „Burghölzli“, ab 1928 war er Lehrer einer Zürcher Beobachtungsklasse. Furrer wurde 1930 mit einer Arbeit über den Rorschach-Test promoviert (Furrer 1930).

19 Villiger übersetzt *instables* mit „die Unbeständigen, Unberechenbaren, Augenblicksmenschen“ (Villiger 1917, S. 59), weitere Möglichkeiten wären: die Labilen, Unausgeglichene. Dieser „medizinischen Bezeichnung entspricht der stärker schulische Ausdruck Undisziplinierte“, so Alfred Binet und Théodore Simon.

20 Für die Schweiz vgl. z. B. Matter 2011; Ramsauer 2000; Wilhelm 2005.

was bedeutete diese „transition to a therapeutic culture“ (Dowbiggin 2011, S. 133) für die pädagogische Praxis?

2 Pädagogische Praxis

Wie es eine zeitgenössische Untersuchung umschrieb, sollten in den Basler Beobachtungsklassen „gehemmte, trotzig, zerfahrene, mutlose Kinder und solche, die bei sonst normaler Intelligenz in einzelnen Fächern auffallende Schwierigkeiten haben“, eine „besondere[] individuelle[] Behandlung“ erhalten (Walther 1937, S. 50). Während eine solche „Behandlung“ der Schülerin mit Stimmproblemen zweifelsohne zuteil wurde, lässt sich das vom achtjährigen H. B., der die Beobachtungsklasse bei derselben Lehrerin zur selben Zeit besuchte, wohl kaum behaupten. H. B. war, bevor er im Herbst 1936 in eine Beobachtungsklasse kam, drei Monate im 1927 eröffneten Basler „Erholungsheim für psychopathische Kinder“ „Farnsburg“ untergebracht worden (Wenk 1927). Dem „Bericht“ des Heims zufolge war der „Einweisunggrund“ „Erziehungsschwierigkeiten, Milieufehler, Psychopathie“ gewesen. Der Schüler, der stottere, sei lange ein „verwöhnt[es]“ „Einzelkind“ gewesen: Er sei ein „richtiges Trotzkind“, „einerseits höchst liebesbedürftig und andererseits stets zu demonstrativen Handlungen bereit. [...] Auf Tadel reagierte er meist mit verstärktem Trotz.“²¹ Der Schularzt hielt den „kleine[n] Patient[en]“ für „asozial, sprachkrank (Stotterer) und nervös stigmatisiert“.²²

21 StABS, B 108.2, Dossier, B., H., Bericht über H. B., Kinderheim Farnsburg, 31. August 1936.

22 StABS, B 108.2, Dossier, B., H., Wild an das Rektorat der Mädchenprimarschulen, 29. August 1936.

KINDERHEIM
FARNSBURG

Bericht über [REDACTED]

Aufenthalt: 15.5.36 - 30.8.36.

Einweisungsgrund: Erziehungsschwierigkeiten, Milieufehler, Psychopathie.

Elternhaus: Die Mutter scheint eine unbeherrschte Frau zu sein. Sie geht recht grob mit H. um. Sie meint, H. habe seine schlechten Eigenschaften von ihr "geerbt", aber aus ihr sei nachher trotzdem etwas geworden. Der Vater ist mir nur aus den Schilderungen der Mutter bekannt, da er an den Besuchstagen nie ins Haus gekommen ist. Er habe die vorzeitige Rückkehr seines Sohnes erzwungen, erzählte die Mutter.

H. war lange Einzelkind und als solches verwöhnt von den Eltern, Grosseltern und einer Pflegerin, deren Obhut man das Kind während der beruflichen Tätigkeit der Mutter anvertraute. Vor 2½ Jahren bekam H. ein Schwesterchen. In die gleiche Zeit fällt der Schuleintritt und die grösseren Erziehungsschwierigkeiten. Getrotzt habe das Kind schon von klein auf.

Beobachtung im Heim: H. war von Anfang an ein richtiges Trotzkind: einerseits höchst liebebedürftig und andererseits stets zu demonstrativen Handlungen bereit. Z. B. zog er mit Vorliebe in der Schule die Füsse auf den Stuhl oder er kehrte den Rücken nach Vorn. Auf Tadel reagierte er meist mit verstärktem Trotz.

Mit seinen Kameraden stand H. in sehr schlechtem Verhältnis wegen seiner Überempfindlichkeit; fast stündlich liess er sich zu Jähzornanfällen reizen. Sein krankes Auge gebrauchte er oft als Schutzvorrichtung. Er nahm dieses Uebel so wichtig, dass er dabei das andere, nämlich das Stottern gar nicht zu beachten scheint.

In der Schule war H. ein Träumer, den man immer wieder zur Arbeit mahnen musste. Seine Leistungen entsprechen knapp der 2. Kl. obgleich der Knabe sicher besseres leisten könnte. H. zeichnet und liest gerne, auch hat er eine sehr helle Stimme. Am glücklichsten ist er, wenn er einem ein selbstgedichtetes Märchen erzählen kann, das kein Ende nehmen will. Auch bei Wirklichkeitsberichten verwechselt er oft die Dichtung mit der Wahrheit.

Zusammenfassend: Aus dem oben Berichteten geht hervor, dass H. in ein recht ungünstiges Milieu zurückkehren musste. Es sollte daher wenigstens in der Schule ein Gegengewicht geschaffen werden, was in einer kleinen Klasse besser geschehen kann. Ich beantrage daher Versetzung in die B. K.

Farnsburg, den 31.8.36.

E. Nijboer

Auch die Lehrerin der Beobachtungsklasse beschrieb den Schüler im „Personalbogen“ (Gysin 1930, S. 92) gleich in ihren ersten beiden Einträgen „eher als schwierig“: „Er ist sehr empfindlich, heult und flucht gleich los“, lasse „mehrmals am Tage sein Wutgeschrei erschallen“ und spreche „nie in normalem Ton“. Eine weitere Schwierigkeit, die der Lehrerin ebenfalls gleich zu Beginn auffiel, war, dass der Schüler „onaniert[e]“.²³ Im Sommer 1937 bestellte die Lehrerin daher

„H.s Mutter in die Schule und berichtete ihr unter anderem auch über dessen Onanie. Sie habe es vermutet, ihn aber nie erwischt dabei. Sie habe schon lange das Gefühl gehabt, H. halte sich irgendwie künstlich wach. Sie wünschte, dass ich [die Lehrerin] H. rufe. Als er kam, begann sie zu weinen und konnte erst nicht mit ihm sprechen. Sie habe sonst schon so viel, dass es kaum mehr zu tragen sei. Nun das auch noch. H. stand sehr erschrocken und verdattert da.“²⁴

Zwei Wochen später notierte die Lehrerin, dass die Onanie „stark zurückgegangen“ sei, rund einen Monat später, dass der Schüler „[g]ereizt“ sei: „[S]tarkes Stottern, weinerlich, fühlt sich ungerecht behandelt.“²⁵ Im Frühjahr 1938 träumte der Schüler – Träume spielen sonst in den Beobachtungsbögen keine Rolle – „öfters von Krieg“:

„Dann hilft er mächtig mit. Seine Bekannten erschießt er der Reihe nach. Mich [die Lehrerin] hat er bereits auch schon erschossen. Mit Freude sah er mich tot vom Hügelchen kollern, auf dem ich gesessen hatte. Schon das Erzählen des Traumes machte H. überglücklich. Im Traume selbst sei aber alles das noch viel schöner gewesen, versicherte er mir strahlend!“²⁶

Nach rund zweieinhalb Jahren kam der Schüler in die Sekundarschule: „Im ganzen gesehen ist H. nicht verändert seit seinem Eintritt“.²⁷

Die Schülerin, die an einer eindeutig körperlichen Beeinträchtigung litt, scheint eine Ausnahme gewesen zu sein. Denn was an den untersuchten Beobachtungsbögen auffällt, ist, dass es vor allem moralische, pädagogische und nicht medizinische Schwierigkeiten waren, die erörtert wurden: Wie waren die schulischen Leistungen, wie war das Verhalten (auch das der Eltern)? Der basale Code, der zur Anwendung

23 StABS, B 108.2, Dossier, B., H., Beobachtungsbogen, 5. und 11. September 1936.

24 StABS, B 108.2, Dossier, B., H., Beobachtungsbogen, 16. Juni 1937.

25 StABS, B 108.2, Dossier B., H., Beobachtungsbogen, 30. Juni und 29. August 1937. – Onanie wurde in den untersuchten Beobachtungsbögen nur selten und nur bei Knaben erwähnt.

26 StABS, B 108.2, Dossier B., H., Beobachtungsbogen, 14. März 1938.

27 StABS, B 108.2, Dossier B., H., Beobachtungsbogen, 25. Februar 1939. – Zu zwei weiteren Fällen und zur Geschichte der Basler Beobachtungsklassen vgl. Bühler 2018.

kam, lautete schlicht: arbeitet besser/schlechter, verhält sich besser/schlechter. Größere Heilerfolge wurden – außer bei der Schülerin mit Stimmschwierigkeiten – keine aufgeführt, ebenso wenig finden sich Hinweise auf Medikamente, besondere Therapien oder auf eine gewissen Störungen angepasste Pädagogik. Die Lehrkräfte verwenden in den allermeisten Fällen keine medizinischen Erklärungen (weder biologische noch psychologische) und äußerst selten Fachausdrücke. Für ihre Arbeit scheinen auch die Diagnosen der Schulärzte keine Bedeutung gehabt zu haben. Ohne weitere Kommentare wurde etwa die folgende Begebenheit in einem Beobachtungsbogen festgehalten:

„Er [der Schüler] lag in der Bank und zernagte die Haut neben den Fingernägeln, bis er blutete. Beim Beissen hat er seinen seltsam nach innen gewendeten Blick. Die zernagten Stellen heilen übrigens seit Jahren nicht zu, da sie H. immer wieder aufbeißt und zernagt.“²⁸

Auch die wöchentlichen Besprechungen mit dem Schulpsychologen wurden in den ausgewerteten Akten nicht erwähnt.

Dass in den Beobachtungsbögen weder psychiatrisches Wissen noch spezifische therapeutische Praktiken Erwähnung fanden, ist an sich schon aufschlussreich. Der Befund gewinnt jedoch an zusätzlicher Bedeutung, weil sowohl die Arbeit des Schulpsychologen Probst, der „allwöchentliche[] Besuche[]“ in den Beobachtungsklassen durchführte,²⁹ als auch die Veröffentlichungen des Schularztes, Schulpsychiaters und Psychoanalytikers Hans Christoffel, der für die Beobachtungsklassen zuständig war, belegen, dass man in Basel alles andere als „psychophob“ war. So behandelte Probst in seinen „Sitzungen“ mit Schulkindern etwa „[p]sychische Hemmung“, „Versagen beim Rezitieren“, „Pavor nocturnus“, „[p]sychische Blindheit“, „Angst vor dem Rechnen“ oder „Weinkrämpfe“ als psychologische Schwierigkeiten. Der neunjährige Schüler, der durch „Schreckträumen 3–5 in der gleichen Nacht“ erwachte und „sich dann ans Bett der Mutter“ flüchtete, litt z. B. an „[u]nbewusste[r] Angst vor dem Vater, den er zugleich verehrt und fürchtet.“ Und die „[p]sychische Blindheit“, die ein neunjähriges Mädchen quälte, ließ sich dank „suggestive[r] Behandlung“ heilen.³⁰ Eine solche Seelenlehre konnte auch ganz offiziell vertreten werden, wie Probsts Publikationen im *Schulblatt* zeigen (vgl. Anonym 1929; Probst 1929). Im Gegensatz zur Lehrerin hätte sich der am „Burghölzli“ bei Bleuer ausgebildete Christoffel vermutlich für H. B.s Traum interessiert. In jedem Fall

28 StABS, B 108.2, Dossier C., H., Beobachtungsbogen, 1. Juli 1944.

29 StABS, B 100, Jahresbericht der Erziehungsberatungsstelle 1929, S. 2.

30 StABS, B 100, Fälle aus der Praxis, 1931.

bezeichnete er „Onanie als etwas in einem gewissen Sinne Normales“: Christoffel hätte dem Schüler keine Vorhaltungen gemacht, sondern Onanie als „psychologische[s] Problem[]“ aufgefasst (Christoffel 1923, S. 13–14; Christoffel 1928, S. 208).³¹ Gerade die Psychoanalyse hatte einen nicht zu unterschätzenden Anteil daran, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts Onanie „entdramatisiert“ wurde (Putz 2011, S. 60; vgl. Laqueur 2003, S. 359–397).

3 Professionelle Arbeitsteilung

Während Hanselmann in seiner Übersicht „Heilpädagogik und Schularzt“ 1934 verschiedene Übungen und Methoden aufführte, die in „*Sehschwachen*“- und „*Schwerhörigenklassen*“ Anwendung fänden, sollte in den „*Spezialklassen für Geistesschwache*“ das „Hauptgewicht“ nicht auf der „rein intellektuell schulische[n] Förderung“, sondern auf der „Gefühlserziehung“ liegen. In den „*Beobachtungsklassen für Schwererziehbare*“ spielten weder Übungen noch Erziehung eine Rolle, sondern eine „weitgehende Besserung“ könne oft schon alleine durch die „wohlüberlegte Gruppierung, durch die ständige Mitarbeit eines psychiatrisch vorgebildeten Arztes und durch das schulisch ganz eigenartige Milieu“ erzielt werden (Hanselmann 1934, S. 286–288). Dass die Lehrerin der Beobachtungsklasse bei ihrer Schülerin mit Stimmproblemen auf Übungen zurückgreifen konnte, erstaunt also nicht weiter: Es handelt sich um klassische Heilpädagogik. Dass ihr bei „neuropathische[n] und psychopathische[n] Schulkindern“ (Hanselmann 1934, S. 287) wie dem „Trotzkind“ H. B. keine spezifischen Verfahren zur Verfügung standen, wusste sie ebenfalls dank ihrer Ausbildung: Die Lehrerin hatte nämlich den dritten „Kurs“ 1927/28 des Zürcher Heilpädagogischen Seminars absolviert, das Hanselmann leitete.³²

Nimmt man nun an, dass Erziehungsschwierigkeiten psychopathische, also angeborene somatische Störung seien, lassen sie sich tatsächlich pädagogisch nicht kurieren. Man kann dann – wie für chronisch psychische Kranke zu der Zeit – auf Isolation setzen, die Kinder und Jugendlichen in speziellen Klassen und Heimen unterbringen und eine möglichst gute, „richtige Erziehung“ verfolgen, die

31 Hans Christoffel (1888–1959) hatte in Basel Medizin studiert und war in Zürich am „Burghölzli“ bei Eugen Bleuler Assistent gewesen. Von 1922 bis 1928 war er stellvertretender Schularzt, danach war er als Schulpsychiater im Nebenamt angestellt. Zu Christoffel vgl. Kaiser 1982.

32 StABS, ED-REG 1c, 484–7, Verzeichnis der Basler Absolventen des Heilpädagogischen Seminars Zürich (Frühjahr 1944).

natürlich auch für alle anderen Kinder und Jugendlichen ihre Gültigkeit besitzt. Der Vorschlag des Basler Schularztes etwa fiel dezent reformpädagogisch aus. So forderte Villiger, dass man nicht versuche, die „Faxen, de[n] böse[n] Wille[n], die Faulheit, die Widerspenstigkeit, die sittlichen Verkehrtheiten, das Lügen und Stehlen“ mit „Moralpredigten, mit Spott, Hohn, Tadel und mit schweren Strafen, wie Prügeln“ auszutreiben. Wolle man „in richtiger Weise“ vorgehen, dürfe man die psychopathischen Kinder und Jugendlichen nicht „von sich stossen“, sondern müsse sie durch „Natürlichkeit und Entgegenkommen“ zu gewinnen versuchen: „Die schlechten Triebe muss man durch Erregung besserer zu beseitigen trachten. Das Kind soll lernen, Freude am guten Handeln zu fühlen“ (Villiger 1917, S. 79; vgl. Bergmann 1915, Sp. 129ff.; Trüper 1908, 131ff.).

Geht man hingegen davon aus, dass schwierige Kinder unter Neurosen leiden, kann ihnen mit unterschiedlichen Psychotherapien geholfen werden. Da Psychoanalysen – genauso wenig wie Suggestion, Hypnose, eingehende persönliche Beratung etc. – jedoch nicht mit und auch nicht vor allen Schulkindern durchgeführt werden können, bestand die psychoanalytische Pädagogik praktisch in nicht viel mehr als einer gewissen neuen Offenheit und einem vergleichsweise großen Verständnis im Umgang mit Schwierigkeiten, Symptomen und Sexualität. Eine solche Pädagogik, die durchaus ihre großen Meriten haben kann – wie etwa H. B.s Fall nahelegt –, wurde mit, wenn nötig und wenn möglich, Einzelanalysen ausserhalb der Schule kombiniert. Somit wies auch die psychoanalytische Pädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie andere psychotherapeutische Schulen zwar kein strukturelles, aber immerhin ein pädagogisches Technologiedefizit auf (vgl. Bühler 2011, S. 40–47). Wie Probsts „Fälle aus der Praxis“ zeigen, wurden in Basel zwar durchaus psychotherapeutische Verfahren eingesetzt, nur war aber eben an „eine direkte psychische Behandlung während der Unterrichtszeit nicht zu denken.“ Aus diesem Grund bestand auch zwischen einer normalen Klasse und einer Beobachtungsklasse kein wirklicher Unterschied: „Der einmalige Besucher würde in den Beobachtungsklassen kaum viel Auffallendes bemerken – außer daß viel mehr mit den Einzelnen als mit der ganzen Klasse gesprochen wird und daß in gewissen Stunden fast jedes Kind mit einer besonderen Arbeit beschäftigt ist“ (Probst 1930, S. 254).

In den Beobachtungsklassen wurde also eine ähnliche Arbeitsteilung praktiziert, wie sie zur damaligen Zeit auch psychiatrische Kliniken vornahmen. Es gab Visite und Therapie durch Ärzte und Ärztinnen, sonst Bäder, Bettruhe, Spiele und Arbeitstherapie, die von Pflegern und Pflegerinnen überwacht wurden (vgl. Braunschweig 2013; Germann 2007):

„Aber auch dort, wo der behandelnde Arzt in einer Anstalt seine Behandlung mit Mitteln der Suggestion vorzunehmen in der Lage ist, kommt eben doch dem Erzieher

der weitaus größere Anteil an der Führung des Kindes während des Unterrichts, in der Arbeits- und Freizeit zu. Die Fälle sind selten, wo der behandelte Psychotherapeut das Kind selbst während des ganzen Tages betreut; so behandelt er auch in seiner eigenen Anstalt doch wieder nur in bloßen ‚Sprechstunden‘ und ist auf den Erzieher oder Wärter weitgehend angewiesen, ja ihm weitgehend auch ausgeliefert; er kann, zumal in größeren Anstalten, nicht einmal ganz gewiß sein, daß seine Anleitungen und Vorschriften für die Behandlung eines Kindes während des Tages in der Arbeit, Freizeit, Schule usw. auch wirklich beachtet und ausgeführt werden.“ (Hanselmann 1941, S. 43)

Die Basler Beobachtungsklassen sind Teil einer zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzenden professionellen und institutionellen Ausdifferenzierung, welche die Pädagogik bis heute prägt und die von einem neuen, äußerst erfolgreichen psychopathologischen Wissen und neuen, äußerst einflussreichen Praktiken wie verschiedenen Test- und Diagnoseverfahren sowie Psychotherapien nicht zu trennen ist. Weder das neue psychologisch-psychiatrische Wissen noch die dazugehörigen neuen Verfahren scheinen jedoch einen direkten Einfluss – zumindest nicht in Basel – auf den pädagogischen Alltag gehabt zu haben, sondern waren anfänglich allein den Schulärzten und dem Schulpsychologen vorbehalten. So wurde in den Klassen eine ebenso einfache wie bekannte pädagogische Praxis weitergeführt, die bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat: Schwierigen Kindern und Jugendlichen wird mehr Aufmerksamkeit, mehr Zuwendung und mehr Zeit geschenkt, gleichgültig wie die Diagnosen und Testergebnisse auch lauten mögen.

Literatur

Ungedruckte Quellen

Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), älteres Hauptarchiv, Erziehungs-Akten,

B 100, Erziehungsberatungsstelle des Schulpsychologen 1929–1940

B 108.1, Beobachtungsklassen an den Primarschulen 1926–1937

B 108.2, Untersuchungen vom Schularzt und Überweisung von Kindern in Beobachtungsklassen

StABS, neueres Hauptarchiv,

ED-REG 1a 1 1145, Prof. Ernst Probst

ED-REG 1c, 484–7, Staatlich subventionierte Anstalten und Kurse, Heilpädagogisches Seminar Zürich (1935–1956)

Gedruckte Quellen

- Anonym (1929). Psychologische Erwägungen zur Bekämpfung der Wasserscheu bei Kindern. *Amtliches Schulblatt Basel-Stadt*, 1, S. 167–169.
- Bergmann, W. (1915). Psychopathische Minderwertigkeit. In E. M. Roloff (Hrsg.), *Lexikon der Pädagogik*. 4. Band (Sp. 123–131). Freiburg im Breisgau: Herder.
- Binet, A. & Simon, T. (1907). *Les Enfants anormaux. Guide pour l'admission des Enfants anormaux dans les classes de Perfectionnement*. Paris: Colin.
- Bleuler, E. (1917). Die psychologische Richtung in der Psychiatrie. *Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft*, 99, S. 87–105.
- Bronner, K. (1909). Anormale Kinder in öffentlichen Schulen. *Schweizerische pädagogische Zeitschrift*, 19(3), S. 137–178.
- Christoffel, H. (1923). *Der Einfluss der Sexualität auf die Charakterbildung beim jungen Mann. Referat gehalten an der Delegiertenkonferenz der Freunde des jungen Mannes am 28. Mai 1923 in Olten*. Basel: Werner-Riehm.
- Christoffel, H. (1928). Zur Psychologie der Reifezeit. Vortrag an der 61. Versammlung des Solothurnerischen Bezirkslehrervereins, 21. Mai 1927 in Mariastein. *Schweizerische pädagogische Zeitschrift*, 38, S. 208–217.
- Düring, E. von (1915). Psychopathische Konstitution. In E. M. Roloff (Hrsg.), *Lexikon der Pädagogik*. 4. Band (Sp. 1370–1373). Freiburg im Breisgau: Herder.
- Furrer, A. (1928). Wie erziehen wir neurotische und psychopathische Kinder? Aus einem Vortrag über „Heilpädagogische Möglichkeiten beim anormalen Kind“, gehalten vor Schulpflegern des Bezirks Zürich, 20. Januar 1928. *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik*, 2, S. 255–264.
- Furrer, A. (1930). *Der Auffassungsvorgang beim Rorschach'schen psychodiagnostischen Versuch*. Zürich: Zur Alten Universität.
- Gysin, J. (1930). Das Hilfs- und Sonderschulwesen. In Erziehungsdepartement Basel-Stadt (Hrsg.), *Das Basler Schulwesen 1880–1930* (S. 82–95). Basel: Schwabe.
- Hanselmann, H. (1934). Heilpädagogik und Schularzt. In Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege (Hrsg.), *Jugend, Schule und Arzt* (S. 281–288). Bern & Leipzig: Haupt.
- Hanselmann, H. (1938). Über heilpädagogische Behandlung geistesschwacher und psychopathischer Kinder. Nebst Anhang: Heilpädagogische Behandlung Mindersinniger und Sinnesschwacher. In E. Benjamin, H. Hanselmann, J. Lutz, M. Isserlin & A. Ronald, *Lehrbuch der Psychopathologie des Kindesalters für Ärzte und Erzieher* (S. 309–376). Erlbach, Leipzig: Rotapfel.
- Hanselmann, H. (1941). *Grundlinien zu einer Theorie der Sondererziehung (Heilpädagogik). Ein Versuch*. Erlbach: Rotapfel.
- Maier, H. W. (1923). Das kantonale Kinderhaus zur Stephansburg in Zürich. Kantonale Station zur Beobachtung und Behandlung psychisch und nervös kranker Kinder, eröffnet im Sommer 1921. *Schweizerische Zeitschrift für Gesundheitspflege*, 3, S. 27–39.
- Probst, E. (1923). *Herder als Psychologe*. Dissertation Bern.
- Probst, E. (1929). Kriminelle Jugendliche. *Amtliches Schulblatt Basel-Stadt*, 1, S. 163–167.
- Probst, E. (1930). Erfahrungen aus den Beobachtungsklassen. *Amtliches Schulblatt Basel-Stadt*, 2, S. 253–256.
- Probst, E. (1937/1938). Erfahrungen mit den Beobachtungsklassen in Basel. *Schulpraxis. Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins*, 27, S. 253–255.

- Probst, E. (1960). *Beobachtungsklassen. Ergebnisse der Erfahrungen von drei Jahrzehnten*. Basel, New York: Karger.
- Strümpell, L. (1892). *Die Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Vorrang einer Grundlegung für gebildete Ältern, Studierende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte*. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Leipzig: Ungleich.
- Thiele, R. (1929). Die Psychopathien. In H. Nohl & L. Pallat (Hrsg.), *Handbuch der Pädagogik*. 2. Band (S. 119–234). Langensalza: Beltz.
- Trüper, J. (1908). Psychopathisches im Kinderleben. In W. Rein (Hrsg.), *Handbuch der Pädagogik*. 2. Auflage. 7. Band (S. 124–133). Langensalza: Beyer.
- Villiger, E. (1898). *Beitrag zur Ätiologie der Melancholie. Nach 303 Fällen in der Basler Irrenanstalt beobachteten Krankheitsfällen*. Basel: Schweizerische Verlags-Druckerei.
- Villiger, E. (1917). Psychopathische Kinder und ihre Fürsorge. *Jugendwohlfahrt*, 15, S. 33–37, 56–62, 76–82.
- Walther, E. (1937). *Zur Geschichte des Schularztwesens der Stadt Basel mit besonderer Berücksichtigung des schulzahnärztlichen Dienstes*. Basel: Heuberger.
- Wenk, F. (1927). Ein Basler Erholungsheim für psychopathische Kinder. *Pro Juventute*, 1, S. 658–659.

Sekundärliteratur

- Balcar, N. (2017). „Psychopathische“ Schuljugend in Deutschland. Eine Debatte zwischen Psychiatern und Pädagogen im späten Kaiserreich. *Bildungsgeschichte: International Journal für the Historiography of Education*, 7(2), S. 157–172.
- Becker, P. (2002). *Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bernet, B. (2013). *Schizophrenie. Entstehung und Entwicklung eines psychiatrischen Krankheitsbildes um 1900*. Zürich: Chronos.
- Boetsch, T. (2008). *Psychopathie und antisoziale Persönlichkeitsstörung. Ideengeschichtliche Entwicklung der Konzepte in der deutschen und angloamerikanischen Psychiatrie und ihr Bezug zu modernen Diagnosesystemen*. Saarbrücken: VDM.
- Braunschweig, S. (2013). *Zwischen Aufsicht und Betreuung. Berufsbildung und Arbeitsalltag der Psychiatriepflege der Basler Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt 1886–1960*. Zürich: Chronos.
- Bühler, P. (2011). Ein „unmöglicher Beruf“ – Psychoanalytische Pädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts. *Jahrbuch für historische Bildungsforschung*, 17, S. 34–50.
- Bühler, P. (2018). Neue medizinische „Räume des Wissens“? Die Basler Beobachtungsklassen für „fehlentwickelte Kinder“ 1930–1940. In E. Glaser, H. C. Koller, S. Krumme & W. Thole (Hrsg.), *Räume für Bildung – Räume der Bildung. Beiträge zum 25. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 13. bis 16. März 2016 in Kassel*. Opladen, Berlin: Budrich (im Druck).
- Dowbiggin, I. (2011). *The Quest for Mental Health. A Tale of Science, Medicine, Scandal, Sorrow, and Mass Society*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.
- Foucault, M. (2003). *Le pouvoir psychiatrique. Cours au collège de France 1973–1974*. Paris: Gallimard/Seuil.
- Germann, U. (2007). Arbeit als Medizin. Die „aktivere Krankenbehandlung“ 1930–1960. In M. Meier, B. Bernet, R. Dubach, & U. Germann (Hrsg.), *Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970* (S. 195–233). Zürich: Chronos.

- Germann, U. (2016). Umstrittene Grenzen: „Psychopathische Persönlichkeiten“ zwischen Psychiatrie und Justiz. In H.-P. Schmiedebach (Hrsg.), *Entgrenzungen des Wahnsinns. Psychopathie und Psychopathologisierung um 1900* (S. 209–224). Berlin, Boston: De Gruyter.
- Glatzel, J. (1989). Psychopathie. In J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. 7. Band (Sp. 1682–1685). Basel: Schwabe.
- Illouz, E. (2011). *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Aus dem Englischen von Michael Adrian. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jones, K. W. (2002). *Taming the Troublesome Child. American Families, Child Guidance, and the Limits of Psychiatric Authority*. Cambridge: Harvard University Press.
- Kaiser, W. (1982). *Leben und Werk des Basler Psychiaters und Psychoanalytikers Hans Christoffel (1888–1959)*. Zürich: Juris.
- Martynkewicz, W. (2013). *Das Zeitalter der Erschöpfung. Die Überforderung des Menschen durch die Moderne*. Berlin: Aufbau.
- Matter, S. (2011). *Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960)*. Zürich: Chronos.
- Laqueur, T. W. (2003). *Solitary sex. A Cultural History of Masturbation*. New York: Zone.
- Putz, C. (2011). *Verordnete Lust. Sexualmedizin, Psychoanalyse und die „Krise der Ehe“ 1870–1930*. Bielefeld: transcript.
- Radkau, J. (1998). *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München: Hanser.
- Ramsauer, N. (2000). „Verwahrlost“. *Kindswegnahme und die Entstehung der Jugendfürsorge im schweizerischen Sozialstaat 1900–1945*. Zürich: Chronos.
- Reh, S. (2012). Beobachten und aufmerksames Wahrnehmen. Aspekte einer Geschichte des Beobachtens. In H. de Boer & S. Reh (Hrsg.), *Beobachtung in der Schule – Beobachten lernen* (S. 3–25). Wiesbaden: Springer VS.
- Reh, S. (2014). Can we discover something new by looking at practices? Practice theory and the history of education. *Encounters/Encuentros/Rencontres on Education*, 15, S. 183–207.
- Reh, S. (2015). Der „Kinderfehler“ Unaufmerksamkeit. Deutungsmuster zwischen Kulturkritik und professionellen Handlungsproblemen im Schulsystem in Deutschland um 1900. In S. Reh, K. Berdelmann & J. Dinkelaker (Hrsg.), *Aufmerksamkeit. Geschichte – Theorie – Empirie* (S. 71–93). Wiesbaden: Springer VS.
- Ritter, H. J. (2009). *Psychiatrie und Eugenik. Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850–1950*. Zürich: Chronos.
- Rose, W., Fuchs, P. & Beddies, T. (2016). *Diagnose „Psychopathie“. Die urbane Moderne und das schwierige Kind. Berlin 1918–1933*. Wien, Köln & Weimar: Böhlau.
- Schröder, C. (1995). *Der Fachstreit um das Seelenheil. Psychotherapiegeschichte zwischen 1880 und 1932*. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- Shorter, E. (1997). *A History of Psychiatry. From the Era of the Asylum to the Age of Prozac*. New York u. a.: Wiley.
- Stewart, J. (2013). *Child Guidance in Britain, 1918–1955. The Dangerous Age of Childhood*. London: Pickering & Chatto.
- Wilhelm, E. (2005). *Rationalisierung der Jugendfürsorge. Die Herausbildung neuer Steuerungsformen des Sozialen zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Bern: Haupt.
- Zürcher-Simmen, S. (1994). *Wege zu einer Kinderpsychiatrie in Zürich*. Dietikon: Juris.